

KATJA  
ANGENENT



DAS  
GUTSHAUß  
IM  
NEBEL

KRIMINALROMAN

emons:



© Emons Verlag GmbH  
Cäcilienstraße 48, 50667 Köln  
info@emons-verlag.de  
www.emons-verlag.de  
Alle Rechte vorbehalten  
Umschlaggestaltung: Nina Schäfer  
Gestaltung Innenteil: DÜDE Satz und Grafik, Odenthal  
Lektorat: Dr. Marion Heister  
Druck und Bindung: sourc-e GmbH  
Printed in Europe 2026  
ISBN 978-3-7408-2789-2  
Originalausgabe

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG (»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.

*Alle Menschen stimmen darin überein,  
dass es Dinge gibt, die man nicht sagen darf.  
Uneinigkeit herrscht nur in der Frage,  
welche das sind.*

Anne Perry,  
»Nebel über der Themse«



Ich steckte die Strähne meines Haares zurück in die Haarklammer, obwohl ich wusste, dass es zwecklos war. Ich besaß diese eine vorwitzige Strähne, die sich beharrlich weigerte, zu meiner Frisur zu gehören. Bereits in wenigen Augenblicken würde ich die Geste wiederholen. Sie war mir zur zweiten Natur geworden. Ich strich eine unsichtbare Falte in meinem Kleid glatt und atmete noch einmal tief durch. Dann klopfte ich an die Eichenholztür.

»Herein!«, tönte eine Bassstimme von drinnen.

Ich drückte die Türklinke hinunter und trat in den Raum, der von einzelnen Lampen nur unzureichend beleuchtet wurde. Der stechende Geruch von Zigarren hing in der Luft. Die dunklen Möbel schienen mich anzustarren, als ich auf dem Teppich zum Schreibtisch des Schuldirektors trat. Herr Basedow blickte auf und legte ein Blatt Papier zur Seite. Hinter ihm waren die roten Vorhänge an den Fenstern noch zur Seite gezogen. Draußen glomm die Stadt im rötlichen Schein der Dämmerung. Noch hatten die Anzünder die Laternen nicht entfacht. Mir schien es, als schwelte ein Feuer in den Straßen.

»Ah, Fräulein Jäger«, sagte Herr Basedow und musterte mich ein wenig zu lange. Für einen Augenblick schienen seine kleinen Augen zu glühen. Das Licht hinter ihm betonte seine massigen Umrisse und ließ den gräulichen Haarkranz leuchten. Der korpulente Mann wechselte seine Position. Er nahm den Stapel Papiere, der vor ihm lag, und schob ihn mit seinen wulstigen Fingern zur Seite, bis er an die Karaffe mit der bräunlichen Flüssigkeit

stieß. Ich meinte, aus dem geschliffenen Glas daneben den süßlich-scharfen Geruch von Cognac wahrzunehmen.

»Schön, dass Sie Zeit gefunden haben«, sagte der Schulleiter. »Setzen Sie sich.«

Ich blickte mich um und nahm ihm gegenüber auf einem mit Leder bezogenen Stuhl Platz. Auf dem klobigen Möbel kam ich mir vor wie eine falsch drapierte Puppe. Die Hände in meinem Schoß verknoteten sich wie von selbst.

»Ich wollte Ihnen zunächst einmal für Ihre ausgezeichnete Arbeit danken.«

Ich spürte, dass ich rot wurde. Mit vielem hatte ich gerechnet, damit nicht. »Das ist gewiss nicht nötig, Herr Basedow.«

»Doch, doch.« Seine kleinen Äuglein taxierten mich über die Lesebrille hinweg. »Sie sind wie lange bei uns?« Er tat, als müsse er überlegen. Ich bezweifelte, dass er auch nur die geringste Ahnung hatte. In den zwei Monaten, seit er den alten Schuldirektor abgelöst hatte, war der feiste Mann für mich nur bei offiziellen Ansprachen als Figur hinter dem Rednerpult sichtbar gewesen. Er konnte mich kaum bemerkt haben.

»Seit meinem sechsten Lebensjahr, Herr Basedow.«

»Sie hatten das Glück, in unserem Internatsteil aufzuwachsen?«

Glück, dachte ich und sah hartes Brot und saure Milch vor mir. »Und dafür bin ich sehr dankbar«, erwiderte ich mechanisch und blickte auf meine Hände. Die linke zierte eine blassrosa Narbe. Ein Leben im Waisenhaus wäre keinesfalls besser gewesen, das musste ich mir immer wieder sagen.

»Über Ihre Eltern ist nichts bekannt?«

»Doch, Herr Basedow. Sie starben bei einem Schiffs-

unglück. Soweit ich weiß, reichte ihr Geld, um mich die ersten Jahre hier zu versorgen.«

»Von der Schülerin zur Lehrerin. Das gelingt nur wenigen. Seit wann unterrichten Sie die Volksschüler?«

Ich blickte auf. »Seit fünf Jahren.«

»Das Zeug dazu hat gewiss nicht jede unserer Absolventinnen. Und ich bin der Meinung, dass seither der eine oder andere durchaus von Ihrer engagierten Art profitiert hat.«

»Vielen Dank!«

Das Lächeln verschwand aus Basedows Gesicht. Erneut blickte er mich an – länger, als es schicklich gewesen wäre. Mit einer Hand griff er nach dem Glas, trank aber nicht daraus. »Sie haben hier recht behütet und abgeschieden in Ihrer eigenen kleinen Welt gelebt. Sicher verstehen Sie, dass das nicht ewig so weitergehen kann, dass die Umstände sich ändern.«

Ich verstand nicht, also schwieg ich. Eine Stille entstand, die im dicken Teppich zu versickern schien. Schließlich fuhr der Schulleiter fort: »Es ist an der Zeit, dass Sie sich weiterentwickeln, Fräulein Jäger. Dass Sie erwachsen werden, kurz: dass Sie Ihre Lehrmethoden und Ihren Platz in diesem Etablissement hinterfragen.«

»Bitte?«

»Mir sind Beschwerden zu Ohren gekommen – unter anderem über die Schülerin Marie Taubenstamm. Ein renitentes junges Fräulein, wie es scheint. Es gab da am Montag einen Vorfall ...«

Ich nickte und überlegte, wer aus dem Kollegium mich angeschwärzt haben könnte. »Sie ist in der Tat nicht immer ganz einfach, Herr Basedow. Ich denke, mit etwas Geduld –«

»Geduld!« Er stellte das Glas mit einem Ruck auf den

Tisch. Die Flüssigkeit schwuppte hin und her. »Sie sollten das doch besser wissen!« Der Direktor warf mir über seine goldumrahmte Lesebrille hinweg einen strafenden Blick zu. Draußen war es mittlerweile dunkel geworden, das Gaslicht hinter ihm zischte. Sein Gesicht lag halb im Schatten, der graue Bart war nicht mehr als ein Schemen.

»Ja, Herr Basedow.« Ich nickte und strich mit einer Hand die Falten meines braunen Kleides entlang. »Natürlich ist Marie von mir bestraft worden. Ich kann Ihnen versichern, dass sie ihr Verhalten zutiefst bereut.«

Seine Augen ruhten auf mir, als er das Glas leerte. »Sie scheinen sich da sehr sicher zu sein.«

Ich erwiderte nichts, senkte den Blick, und eine Pause entstand.

Basedow seufzte. »Sie als Frau sind eben das schwache, emotionale und irrationale Geschlecht! Neigen zu Phantastereien und Hysterie! Es ist nicht ohne Grund, dass unsere Kollegen in fortschrittlichen Ländern wie England Frauen von der staatlichen Erziehung des Nachwuchses gänzlich ausgeschlossen haben.«

Ich atmete tief durch und blickte hoch. »In meinem Leben gab es nie viel Spielraum für Phantastereien, Herr Basedow.« Wenn ich mein Gegenüber richtig einschätzte, würde jetzt eine Tirade folgen.

»Hat man Ihnen im Lehrerinnenseminar denn gar nichts beigebracht? Ordnung und Disziplin! Ordnung und Disziplin sind das Wichtigste für die heranwachsenden Knaben und Mädchen!«

Ich dachte an die Kinder meiner Klasse, hörte ihr aufgeregtes Kichern, sah sie wild durcheinanderlaufen. Lebensfreude, dachte ich. Das ist das Wichtigste für junge Menschen.

»Ja?«, fragte Basedow.

»Bitte?«

»Gibt es etwas, das Sie mir mitteilen möchten, Fräulein Jäger?«

Mein Blick versank in der Dunkelheit vor dem Fenster. »Marie ist eine vorzügliche Schülerin.«

»Tatsächlich?« Der Schulleiter nahm seine Brille ab und betrachtete sie. »In diesem Falle ist sie ein teuflisches kleines Biest, das sich gut zu verstehen weiß.« Er blickte auf. »Ich bin mir darüber im Klaren, dass das schwache Geschlecht – ein kurzes Lächeln glitt über seine Lippen – da nicht immer ganz objektiv in seinem Urteil sein kann. Die Mutterinstinkte fordern ihren Tribut, nicht wahr? Und dennoch sollten Sie sich als Lehrerin so streng verhalten, wie es jeder männliche Kollege tun würde!«

»Auch männliche Kollegen wie Adolph Diesterweg haben wiederholt darauf aufmerksam gemacht, dass –«

»Ein Theoretiker!«, rief Basedow, und sein Gesicht wurde rot.

»Haben Sie zufällig seine ›Wegweisung zur Bildung für deutsche Lehrer‹ gelesen? Er zeigt darin –«

Basedow schüttelte den Kopf, und ich verstummte.

»Grau ist alle Theorie. Haben Sie ihr schon die Rute gegeben?«

»Wie bitte?«

»Sie haben mich schon verstanden.« Seine Augen fixierten meine.

Ich wusste, was von mir erwartet wurde. Aber statt den Blick zu senken, hob ich ihn, setzte mich noch ein wenig aufrechter in den Stuhl. »Herr Basedow, die Schäden, die körperliche Züchtigung bei Kindern anrichtet, sind erwiesenermaßen dauerhaft und können noch im Erwachsenenalter schwere Folgen nach sich ziehen.«

Der Schulleiter stand auf. Obwohl er seinem Eichenschreibtisch in Masse kaum nachstand, wirkte er mit einem Mal sehr klein. »Fräulein Jäger, Ihr hysterisches Verhalten ist ...« Er schien eine Weile nach dem passenden Wort zu suchen und sagte dann: »unentschuldbar! Eine erwachsene Pädagogin, auch eine, die ein Lehrerinnenseminar abgeschlossen hat, muss sich durchzusetzen wissen! Andernfalls tanzen ihr die Zöglinge bald auf der Nase herum. Dann fragt sie sich, was sie falsch gemacht hat, und wird ... vielleicht sogar geistesschwach! Dann ist es vorbei mit einer Tätigkeit als Lehrerin!«

Ich dachte nicht nach, als ich mich ebenfalls erhab und ihm in die Augen sah. »Ich habe Ihnen gesagt, dass Marie den Vorfall bereut und dafür bereits von mir bestraft worden ist.«

Der Direktor beugte sich vor. Jetzt befand sich seine knollige Nase ungebührlich nah an meinem Gesicht. Ich roch den Alkohol in seinem Atem. Nicht zurückweichen, dachte ich und hoffte, dass er nicht merkte, wie ich zitterte.

»Wie soll sie denn jemals eine gehorsame Ehefrau werden, wenn sie bereits als Kind so über die Stränge schlägt?« Sein Ton war lauter geworden. »Wir haben die Pflicht, Mädchen auf ihre spätere Rolle vorzubereiten! Ordnung und Disziplin! An dieser Schule gibt es keinen Platz für Kindereien!«

»Dessen bin ich mir bewusst, Herr Basedow«, sagte ich so entschieden ich konnte.

»Und warum handeln Sie nicht danach?« Basedow schrie fast. »Weil Sie auch so ein impertinentes kleines Fräulein sind, deshalb!« Er blickte mich prüfend an. »Vermutlich leiden Sie bereits an einer Geistesschwäche, wissen es nur selbst noch nicht ...« Sein Blick glitt mei-

nen Körper entlang. »Sie müssen lernen zu gehorchen, sonst ...«

Er stockte. Seine Hand befand sich mit einem Mal an meinem Gesicht. »Aber was sage ich, wir verstehen uns doch, nicht wahr? Wir könnten so gut miteinander umgehen, Sie und ich.« Seine gerade noch wütende Stimme klang nun seltsam weich. Die vom Tabak gelbliche Hand streichelte über meine Wange.

Ich erstarre.

»Wir könnten wunderbare Zeiten haben, liebe Charlotte. Sie müssen nur ein wenig fügsamer sein ...«

Ich senkte den Blick und wandte mich ab. Während meiner Bewegung ließ Basedow seine Hand sinken. Ich spürte seine Berührung an meinem Hals, dann an meiner Brust, schließlich an meiner Taille. Wie ein Insekt, das über meine Kleider krabbelte. Ruckartig wich ich zurück, und er ließ seine Hand sinken.

»Herr Basedow!« Meine Stimme war nur noch ein Krächzen.

»Charlotte!« Er war gänzlich hinter seinem Schreibtisch hervorgetreten und hatte die Arme ausgebreitet. »Sie sollten sich mit mir gutstellen, wenn Sie Ihre Arbeit an dieser Volksschule behalten wollen.«

Ich blickte zu dem Mann mit dem Doppelkinn und erkannte die Lust, die wie eine Krankheit in seinen Augen loderte. Basedow musste etwas in meinem Gesicht gelesen haben, denn der Ausdruck verschwand. Er musterte mich kühl und sagte in geschäftsmäßigem Tonfall: »Keine Sorge, Fräulein Jäger, ich werde Sie schon nicht zur unehelichen Mutter machen. Es gibt genügend ... andere Wege, wie Sie mir zu Diensten sein werden.«

Ich konnte einen Augenblick lang nicht sprechen. Mir war mit einem Mal ganz kalt. Als ich mich wieder ge-

fangen hatte, war Basedow noch näher gekommen. Er stand fast direkt vor mir. Ich wollte zurückweichen, doch hinter mir befand sich der Eichenschrank.

In den Augen des Direktors glitzerte es. »Sie müssen noch viel lernen.« Er taxierte mich. »Ich glaube, Sie sollten für Ihre Ungezogenheit ebenfalls den Rohrstock bekommen.«

Mir wurde heiß. Ich merkte, wie sich meine Augen zu Schlitzen verengten und mein Kinn vor unterdrückter Wut zitterte. Ich versuchte dennoch, die Contenance zu wahren und ruhig ein- und auszuatmen. Einmal. Zweimal. Drei- mal. »Sie wissen ganz genau, wer hier eigentlich bestraft werden müsste«, zischte ich. Ohne ihn aus den Augen zu lassen, bewegte ich mich einen Schritt nach links, zur Tür. »Es gibt Menschen, die einfach selbst nie gelernt haben, zu gehorchen. Darum suchen sie das Übel stets bei anderen.«

Entgegen meinen Erwartungen wurde Basedow nicht wütend. Seine Augen weiteten sich, und ich konnte sehen, dass seine Brust sich in rascher Folge hob und senkte. Anstatt mich anzuschreien, schwieg er und rührte sich nicht vom Fleck.

»Es gibt Menschen«, sagte ich langsam, »die sollten einmal so richtig verprügelt werden, damit sie wissen, was sich gehört. Es täte Ihnen gut.«

Ich musterte ihn. Etwas hatte ihn erfasst – ein leichtes Zittern. Noch ein Schritt nach links. Seine Schultern hingen schlaff herab.

»Aber diese Menschen sind niemals Kinder, egal ob Knaben oder Mädchen.« Ich wurde lauter. »Niemals Kinder, Herr Basedow!«

Mit einem Satz befand ich mich bei der Türklinke und drückte sie. Dann war ich im Flur und ließ das Türschloss hinter mir zuschnappen. Mein Herz raste. Mit zwei lan-

gen Sätzen war ich an der Treppe. Ich raffte meine Röcke und rannte die Stufen hinunter.

Was hatte ich getan?

Mit jedem Schritt lauschte ich, doch hinter mir war kein Geräusch schlagender Türen, waren keine polternden Schritte zu hören. Nur fort, hinaus aus diesem Gebäude! Im Garten wäre ich in Sicherheit. Zumaldest fürs Erste.

Ich zog an der schweren Eingangstür und spürte bereits die Kälte des Winterabends im Gesicht, als mein Blick auf polierte Schuhe traf und dann über eine schwarz glänzende Hose glitt. Überrascht wischte ich zurück und blickte hoch.

Ein stämmiger Herr im Gehrock blockierte den Ausgang. Er stand auf der Schwelle des Hauses, im vollen Schein des Eingangslichtes. Offenbar hatte er just in dem Moment läuten wollen, als ich die Tür geöffnet hatte. Seine rechte Hand schwebte noch in der Luft. Die linke stützte sich auf einen Gehstock mit silbernem Knauf. Der Mann besaß eine gewisse Ähnlichkeit mit Herrn Base-dow, die gleichen feisten Gesichtszüge, der gleiche dicke Bauch. Ich konnte die Speckfalte im Nacken über seinem Kragen hervorquellen sehen. Anzug und Zylinder waren jedoch von besserer Qualität. Außerdem befanden sich weniger Falten in seinem Gesicht. Die Augen glänzten und sein Schnäuzer auch. Ich meinte, etwas Scharfes, Alkoholisches zu riechen; vielleicht war es Rasierwasser, vielleicht hatte er getrunken.

Der Herr musterte mich ebenso überrascht wie ich ihn. Ich sah etwas in seinem Gesicht – Erkenntnis? Erstaunen? –, und dann strahlte er mich unvermittelt an. »Guten Abend«, sagte er mit tiefer Stimme. Er machte keine Anstalten, zur Seite zu treten und mich vorbeigehen zu lassen. Vielleicht handelte es sich um einen der

Gönner, die ich einmal auf einer der Schulversammlungen gesehen hatte?

»Guten Abend«, erwiderte ich. Irgendwo hinter mir hörte ich Schritte auf der Treppe.

»Sind Sie eine der Lehrerinnen hier?«

»Ja, mein Name ist Charlotte Jäger«, sagte ich mechanisch.

»Soso«, erwiderte der Herr und musterte mich erneut. Dann riss er sich mit einer theatralischen Geste den Hut vom Kopf und rief: »Ich vergesse ja meine Manieren! Erich von Wegbergen, sehr erfreut!«

Ich zwang mich zu einem Lächeln. »Es freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen, Herr von Wegbergen.« Wann würde er nur endlich die Tür freigeben?

»Sie könnten ...«

»Bitte?« Ich merkte, wie ich ungeduldig die Augenbrauen hob.

Der Mann musterte mich erneut, dann schüttelte er den Kopf.

Ich versuchte, ihm mit Gesten klarzumachen, dass ich an ihm vorbei wollte, aber er reagierte nicht. »Entschuldigen Sie, ich muss jetzt wirklich gehen«, sagte ich schließlich.

»So ein Zufall«, murmelte er. Es war unmöglich zu sagen, ob er zu mir oder zu sich selbst sprach. Der Mann war offenbar verrückt.

Die Schritte waren nun direkt hinter mir. Es war zu spät –

»Was stehen Sie denn da im Türrahmen herum, Fräulein Jäger! Wir heizen dieses Haus doch nicht zu Ihrem Vergnügen!« Unwillkürlich drehte ich mich zu Basedow um. Sein Gesicht war gerötet, der Atem ging stoßweise. Selbst mit seinem Zylinder auf dem Kopf wirkte er klein.

Er hielt die Hand ausgestreckt, kam noch einen Schritt näher, und dann noch einen. Den Mann hinter mir schien er nicht zu bemerken. Ich spürte, wie ich mich versteifte.

»Sie wollten umkehren und mich um Verzeihung bitten, nehme ich an?« Die Hand hatte mich erreicht, berührte mich wie zufällig am Gesäß. »Ihr Verhalten kann ich nicht ...«

»Aloysius!« Der Herr vor der Tür hatte den Schulleiter offenbar erkannt. Der ließ die Hand überrascht sinken, und ich atmete auf.

»Erich? Erich von Wegbergen? Ja, in Gottes Namen, was führt dich denn hierher?«

Ich trat einen Schritt zur Seite. Die beiden Männer schüttelten sich die Hände, dann schritt der Fremde von der Eingangstür in das Halbdunkel der Eingangshalle. »Zu dir wollte ich, Aloysius«, sagte er.

»So was«, erwiderte der Angesprochene, »Besuch zu dieser Stunde! Wie geht es dir? Aber lass uns in mein Büro gehen, da ist es ungleich gemütlicher als auf diesem zugigen Flur.«

Basedow warf mir einen Blick zu, den ich nicht deuten konnte. Ich knickste und trat durch die Tür.

»Erich, was führt dich so spontan nach Hamm?«, hörte ich die leiser werdende Stimme des Schulleiters in meinem Rücken. Aus einem Instinkt heraus sah ich zurück – und begegnete dem Blick des Fremden, der sich als von Wegbergen vorgestellt hatte.

»Erich?«, hörte ich Basedow fragen, der vorausgegangen sein musste. In dem Moment fuhr eine Windbö durch mein Haar und ich erschauerte. Ich nickte Herrn von Wegbergen zu, bevor ich mich abwandte und endgültig in den dunklen Abend hinaustrat.

Die Kündigung erreichte mich zwei Tage später. Sie kam mit der Post, die ich mit hinauf in unsere ärmliche Dachkammer genommen hatte. Den kleinen Raum teilte ich mir mit einer alten Lehrerin aus dem Bayrischen. Fräulein Maier war nicht anwesend, und so hatte ich Muße, meine Post in Ruhe zu studieren. Ich nahm mir den Stuhl und die Petroleumlampe und setzte mich nah an das Ofenrohr, wo es am wärmsten war.

Als ich den Briefkopf der Schule erkannte, musste ich schlucken. Im Text war die Rede von »ungebührlichem Verhalten« und »untragbaren Ansichten«. Fast hätte ich aufgelacht ob der Ironie. Aber die Tatsache, dass ich zum Monatsende kein Einkommen mehr haben würde, ließ mich schnell wieder ernst werden.

Was sollte ich tun? Mich nach einer neuen Stelle umsehen natürlich. Aber es war offensichtlich zwecklos, Herrn Basedow um ein Zeugnis zu bitten. Und ohne Referenzen würde mich kaum jemand einstellen. Ich seufzte. Vielleicht könnte ich ja irgendwo putzen – oder mich als Küchenmagd verdingen? Gewiss würde ich dann kaum noch etwas verdienen, aber bevor ich ganz ohne Dach über dem Kopf dastünde ...

Es klopfte. Ich war so vertieft in meine Überlegungen gewesen, dass ich gar nicht auf die Geräusche von der Treppe geachtet hatte.

»Fräulein Jäger, da ist ein Herr, der Sie zu sprechen wünscht«, rief Frau Martens durch die geschlossene Tür. Der Ton der Vermieterin ließ keinen Zweifel daran, dass es ihr zuwider war, ihn ankündigen zu müssen.

Ich legte das Kündigungsschreiben zur Seite, stand auf und öffnete. »Ein Herr? Für mich?«

Die Züge der Frau schienen aus Stein. Das Licht der Kerze in ihrer Hand verstärkte die Falten in ihrem Gesicht, das auf seltsame Art und Weise mit ihrer Haube zu verschmelzen schien.

»Es ist ein feiner Herr, also kommen Sie wohl besser mit«, sagte sie.

Sie drehte sich um und stieg mit der Kerze in der Hand die steile Treppe hinunter. Das Licht entfernte sich. Ich drehte den Docht der Petroleumlampe im Zimmer herunter, dann folgte ich ihr rasch, um nicht in der Dunkelheit auf der Treppe zu stolpern. Die Schatten an der grob verputzten Wand schienen mir etwas zuzurufen. Kurz überfiel mich das seltsame Gefühl, mitten am Tag in einem Traum zu stecken, doch ich schüttelte es mit einer Kopfbewegung fort.

Als ich zum Küchentisch blickte, dachte ich für einen Schreckensmoment, Herr Basedow hätte sich dort niedergelassen. Auf den zweiten Blick erkannte ich den Mann, der mich in der Schultür aufgehalten hatte, auch wenn er jetzt Zylinder und Gehrock abgelegt hatte. Er besaß eine hohe Stirn, und die elegante Kleidung, gleichwohl vorteilhaft geschnitten, konnte sein Übergewicht nicht verbergen.

Als er mich erkannte, glitt ein Strahlen über sein Gesicht. Er stand auf und breitete die massigen Arme aus. »Charlotte Jäger! Sie sind es tatsächlich! Lassen Sie sich einmal ansehen!«

Frau Martens zog so heftig an meinem Arm, dass ich auf der letzten Stufe fast gestolpert wäre. Die Schritte meiner Ledersohlen hallten auf den steinernen Fliesen, als ich auf den Besucher zutrat.

Der Herr nahm eine Kerze vom Tisch und hielt sie vor mein Gesicht. »Sie sind die Richtige!«, verkündete er gut gelaunt.

Das Licht blendete. Ich kniff die Augen zusammen. Noch nie in meinem Leben war ich derart überfallen worden. »Warum?«, fragte ich.

»Weil ich eine gute Lehrerin auf den ersten Blick erkenne! Sie besitzen eindeutig die Manieren der gehobenen Klasse. Sie wissen schon ... die Eleganz einer Dame! Nicht viele Lehrerinnen können solches von sich behaupten. Aber das ist wichtig, wenn Sie in diesen Kreisen unterrichten wollen.«

Er gab der Verwalterin einen beiläufigen Wink, und ich hörte, wie die Tür zu ihrer privaten Kammer ins Schloss fiel. Für einen Moment blickte ich auf die geschlossene Tür. Zum ersten Mal wäre es mir lieber gewesen, wenn mir die Alte noch ein wenig länger Gesellschaft geleistet hätte. Natürlich würde sie an der Tür stehen und lauschen, aber bei Problemen wäre ich auf mich allein gestellt.

Die Worte des Fremden drangen in meine Gedanken. Die Eleganz einer Dame ... Geistesabwesend strich ich über meinen schlichten Rock. So etwas hatte noch nie jemand zu mir gesagt.

»Setzen Sie sich! Sie sind doch an einer Stellung interessiert?«

»Ich ... äh ...« Erneut überfiel mich das Gefühl der Unwirklichkeit. »Ich befürchte, ich verstehe nicht ganz, worum es hier eigentlich geht.« Ich nahm einen Stuhl und setzte mich, stand aber gleich wieder auf, weil ich mich an die Pflichten einer Frau und Gastgeberin erinnerte. »Kann ich Ihnen etwas zu trinken anbieten? Einen Tee vielleicht?« Ich sah ihn an. Auf den fleischig-

gen Wangen und der Nase bemerkte ich zahlreiche rote Äderchen.

»Sehr freundlich. Aber, um ehrlich zu sein, wäre mir ein Korn lieber«, gab er zurück.

Ich nahm die grüne Flasche von der Anrichte und zwei Gläser aus dem Schrank. Erst schenkte ich ihm großzügig ein, dann mir selbst, aber nur einen kleinen Schluck. Im Hintergrund hörte ich Frau Martens angestrengt husten. Es war ihr Schnaps, den wir vertranken.

Mein Besucher nahm das Glas mit der ungeduldigen Bewegung eines Gewohnheitstrinkers in die Hand und kippte den Inhalt einfach hinunter, bevor er sichtlich erbleichte.

»Selbst gebrannt?«, fragte er mit heiserer Stimme.

Ich verbarg mein Lächeln, indem ich von dem Getränk nippte.

Er stellte das Glas auf den Tisch und bemühte sich, den aufkommenden Hustenanfall zu unterdrücken. Schließlich kehrte die Farbe in seine Wangen zurück. »Glauben Sie an das Schicksal, Fräulein Jäger?«

Ich sah ihn fragend an. »Das Schicksal, mein Herr?«

Er breitete erneut die Arme aus, so als wollte er mich und den Tisch und alles darauf einschließen. »Als ich Ihnen in der Schule so unverhofft begegnete, fiel mir gleich auf, wie klug und gescheit Sie aussehen. Wissen Sie, ich erkenne das Gute im Menschen.«

Was sollte das ganze Gerede? Diese Schmeicheleien? Ich blickte ihn fragend an.

Er räusperte sich. »Wir suchen eine Erzieherin. Wir, das sind meine Frau und ich. Natürlich darf es für unseren Sohn Albrecht nicht irgendjemand sein, nicht eine dahergelaufene Weibsperson vom Lande oder dergleichen.« Er sah mich abwartend an. Als ich nichts sagte, fuhr er

fort: »Mein Name ist Erich von Wegbergen. Ich komme vom Gut Valarin, aus der Gemeinde St. Mauritz, gleich neben dem schönen Münster.« Er stockte erneut. Ich sah, wie er die blassen Hände rang. War er etwa nervös?

»Und bisher haben Sie keine Erzieherin für Ihren Sohn beschäftigt?«, fragte ich, nur um etwas zu sagen.

Das schien den Mann in noch größere Verlegenheit zu bringen. »Sehen Sie«, setzte er an, »natürlich hatte er eine Amme in den ersten Jahren, aber sie war schon sehr alt ...« Seine Stimme verlor sich. Einen Augenblick schien er mit sich zu kämpfen, dann gab er sich einen Ruck und sah mir direkt ins Gesicht. »Lassen Sie mich ganz offen zu Ihnen sprechen ... Wir sind, also, meine Frau ist nicht in erster Ehe mit mir verheiratet. Sie ist Witwe und hat bereits eine Tochter mit in die Ehe gebracht, Violetta. Sie ist etwa in Ihrem Alter, denke ich.«

Ich nickte höflich.

»Violetta und Albrecht haben sich hervorragend verstanden. Violetta ist ... war ... so viel für ihn: Freundin, Spielkameradin, Erzieherin ... Er räusperte sich. »Albrecht ist viel jünger als Violetta, gerade einmal fünf Jahre alt.« Er lächelte kurz. »Aber jetzt, wo Violetta fort ist ... Es würde ihm gewiss Freude machen, jemanden um sich zu haben ...«

Ich hörte auch die Dinge, die er nicht sagte. »Der Junge bereitet Ihnen Kummer?«, fragte ich.

Er seufzte. »Violetta ist vor einigen Wochen nach Amerika ausgewandert, und da fingen die Probleme an.« Die Kerze in der Mitte des Tisches warf dunkle Schatten auf sein Gesicht. »Sie wird dort heiraten.« Er schwieg einen Moment, und ich konnte den Widerwillen auf seinem Gesicht erkennen. »Ich kann Violetta schlecht zurückholen. Wenn ich es könnte, würde ich es tun.«

Er seufzte erneut und drehte das leere Glas in seinen Händen.

Ich hob die Flasche, aber er schüttelte nur den Kopf.

»Warum schicken Sie Ihren Sohn nicht auf eine Schule?«, fragte ich.

»Ich habe darüber nachgedacht. Das war der Grund, warum ich meinen Cousin Basedow, den Schulleiter Ihrer Schule, besucht habe. Ich wollte wissen, was er als erfahrener Pädagoge über solche Pläne denkt. Aber er sieht die Schule in dieser Situation ähnlich kritisch wie ich. Albrecht ist ja noch keine sechs Jahre alt.«

»Sie brauchen also eine Erzieherin und eine Lehrerin. Jemanden, der Ihrem Sohn Ordnung und Disziplin beibringt und ihn auf die Schule vorbereitet.«

Herr von Wegbergen blickte mich an. »Jemanden wie Sie, die vielleicht ... nicht allzu streng mit ihm ist. Albrecht hat zu Hause bereits einen Lehrer, aber ich befürchte, er geht etwas hart mit ihm um.«

Ich blickte ihm ins Gesicht. Von Wegbergen nickte mir beruhigend zu. »Ich glaube, was der Junge am meisten braucht, ist eine Gesellschafterin. Eine Freundin, wenn Sie so wollen. Wissen Sie, wir wohnen auf einem großen Anwesen. Es ist wunderschön, geradezu malerisch! Sie werden es lieben ... Aber im Herbst und Winter kann es dort recht einsam sein für einen Jungen. Meine Frau ist ganz schwermüdig über den Abschied ihrer Tochter und den Kummer des Jungen geworden. Sie isst nicht mehr viel und spricht oft noch weniger. Sie kann sich nicht um ihn kümmern.« Einen Moment lang schwieg er und schien seinen Gedanken nachzuhängen. Dann blickte er auf. »Aber wenn Sie dort hinkommen könnten, würde das gewiss vieles verändern!«

»Aber ich ...«

»Sie sind doch aktuell nicht mehr an diese Schule gebunden?«

Überrascht blickte ich ihn an.

»Cousin Basedow hat mir ein wenig erzählt. Sie verstehen ...«

Ich verstand nicht, aber das sagte ich nicht. Mein Schweigen schien ihm nicht zu behagen, denn er sagte hastig: »Ich weiß auch, was Sie an der Schule verdienen. Und ich muss sagen, das beschämst mich zutiefst.«

»Bitte?«

»Kommen Sie zu uns, Fräulein Jäger! Ich zahle Ihnen hundert Mark im Monat. Sie werden in einem standesgemäßen Zimmer wohnen und so angesehen sein wie ein Mitglied der Familie. Wir haben Bedienstete im Haus, es gibt jeden Abend ein Diner, es würde Ihnen an nichts mangeln.«

Ich sah ihn an. Hundert Mark – im Monat? Das war fast mein gesamter Jahreslohn an der Schule! Und Bedienstete? Familienanschluss? Es klang zu schön, um wahr zu sein.

Herr von Wegbergen sah sich in der ärmlichen Stube um, als wollte er seinen Standpunkt verdeutlichen. »Ich bin mir sicher, Albrecht würde von Ihrer Gegenwart profitieren. Und meiner Frau nähme zusätzliche Gesellschaft sicher einige Last von ihrer gepeinigten Seele.«

»Ich weiß nicht, ob meine Gegenwart tatsächlich den erhofften Effekt haben wird«, gab ich zu bedenken.

Herr von Wegbergen nickte. »Ja, darüber habe ich auch schon nachgedacht. Es gibt wohl keinen Weg, das herauszufinden – außer wir probieren es einfach mal aus. Immerhin sind Sie ja pädagogisch ausgebildet. Sie absolvierten ein Lehrerinnenseminar, nicht wahr?«

Ich nickte und schwieg. Mein Wissen über die Welt

stammte aus Büchern und von den Kindern, die ich unterrichtete.

»Ich darf Ihnen versichern, dass wir für alle eventuellen Unkosten aufkommen werden. Ich gebe Ihnen meine Zusicherungen gerne auch schriftlich, wenn Sie mir nicht glauben. Hier, ich habe bereits einen Vertrag mitgebracht.« Er griff zu seiner Ledertasche und holte zwei Blatt Papier heraus. Ich überflog die eng beschriebenen Zeilen. »Albrecht soll von mir nur am Nachmittag betreut werden?«, fragte ich verblüfft.

»Fürs Erste. Vormittags hat er ja Unterricht, und wir denken, so verkraftet er die Umstellung besser.«

Das schien mir keine schlechte Idee. Offenbar hatte der Herr sich eine Menge Gedanken gemacht. Ich las die Ortsangabe. »St. Mauritz ... Sie haben es vorhin schon mal erwähnt. Ein Kirchspiel, nicht wahr? Es sagt mir nichts.«

»Das ist kein Wunder. Unser Gutshaus liegt etwas einsam. Das Grundstück befindet sich nordwestlich von Münster in einem Moor- und Heidegebiet. Um uns herum gibt es einige Bauernkaten, aber sonst nicht viel ... Sehr malerisch, wie gesagt.« Er lächelte.

»Ich müsste fort aus Hamm?«

Von Wegbergen nickte. »Aber es ist nicht weit, falls Sie das tröstet. Vom Hammer Bahnhof ist man mit der Königlich-Westphälischen Eisenbahn in einer Dreiviertelstunde in Münster, und dann geht es noch einmal so lang mit der Kutsche zu uns hinaus. Die klare Luft und die Ruhe werden Ihnen gewiss guttun. Die rauchenden Schlote aus den ganzen Brauereien hier, das ist doch kein geeigneter Ort für eine gebildete Dame wie Sie.«

Wie oft hatte ich mir bereits gewünscht, einfach weggehen zu können! Zwar hatte ich eher von Großstädten

wie Hamburg oder Köln geträumt als von einem Gutshof auf dem Land, aber wer wusste schon, welche weitere Arbeit mir nach einer solchen Stelle offenstand? Mit einem guten Zeugnis war das gewiss eine Anstellung, von der aus ich weiterempfohlen werden könnte – vielleicht erneut an einen wohlhabenden Dienstherrn. Allein die hundert Mark des ersten Monats würden ausreichen, um mich eine Weile in einem Gasthof einzumieten und in Ruhe nach einer weiteren Arbeit zu schauen. Und nach zwei oder drei Monaten könnte ich sogar etwas zurücklegen! Dazu ein Arbeitgeber, der mich aus Sorge um Sohn und Frau anstellte.

»Es ist einen Versuch wert«, sagte ich und lächelte.

»Wunderbar!« Herr von Wegbergen strahlte mich an. »Wann können Sie zu uns kommen? Ich würde ja mit Ihnen reisen, aber ich bin beruflich in Hamm und werde morgen bereits wieder fahren. Sie haben sicher noch Dinge zu erledigen ...«

»Gewiss«, erwiederte ich und überlegte. Die Kündigung Basedows würde dafür sorgen, dass es nicht mehr allzu viel gab, um das ich mich kümmern müsste.

Von Wegbergen wischte sich mit einer Hand über die Stirn, dann blickte er mir ins Gesicht. »Sie sind eine verständige junge Frau. Sagen wir einfach, Sie kommen, so rasch es Ihnen möglich ist, ja?«

Er zog einen Umschlag aus seinem Mantel und reichte ihn mir. »Hier sind zehn Mark. Das ist ein Vorschuss. Davon sollten Sie die Reise bezahlen können und eventuelle andere Ausgaben, die mit Ihrem Stellenwechsel einhergehen.«

Ich nickte und nahm den Umschlag, ohne das unbehagliche Gefühl zu beachten, das mich mit einem Mal beschlich.

»Mit dem Geld sind Sie unabhängig und können anreisen, so schnell es Ihnen möglich ist. Im Umschlag finden Sie auch noch einmal meine Karte mit der genauen Adresse von Gut Valarin. Wenn Sie wissen, wann Sie ankommen, telegrafieren Sie uns. Dann erwartet unser Kutscher Sie am Bahnhof in Münster.«

Ich fühlte mich wie benommen.

»Wenn Sie es schon morgen oder übermorgen einrichten könnten, wären wir Ihnen sehr verbunden.« Gleichwohl der Satz von ausgesuchter Höflichkeit zeugte, fiel mir die Schärfe hinter seinen Worten auf. Wie ein Befehl.

Ich geleitete ihn hinaus und wollte die Tür schon zusperren, da drehte er sich noch einmal um. »Ach, eins noch: Meine Frau ist sehr sensibel. Am besten, Sie erwähnen Violetta und ihren Weggang überhaupt nicht.«

Ich nickte. Herr von Wegbergen schaute mich ein letztes Mal prüfend an, dann lächelte er sein öliges Lächeln. »Ich freue mich auf Ihre Ankunft, Fräulein Jäger.« Er wandte sich ab, und ich ließ die Tür hinter ihm ins Schloss fallen.

Als ich wieder in die Stube trat, stand Frau Martens am Tisch und schaute mich böse an. »Sie ziehen aus? Fein. Aber glauben Sie bloß nicht, dass ich Sie in einem Monat, wenn Ihnen die Stelle nicht gefällt, noch einmal hier wohnen lasse!«

»Sie haben also gelauscht, ja?«, erwiderte ich freundlich. »Ich denke nicht, dass ich Ihre Gastfreundschaft noch einmal in Anspruch nehmen muss.«

»Wenn Sie sich da nicht täuschen, Fräulein«, erwiderte die Alte und korkte die grüne Flasche zu. »Dieser von Wegbergen ist doch nicht ganz sauber. Hundert Mark für eine Lehrerin? Von so etwas habe ich noch nie gehört!«

Ich zuckte mit den Schultern und wandte mich ab.  
Doch das flau Gefühl im Magen begleitete mich auf  
dem Weg in meine Dachkammer und blieb dort die ganze  
schlaflose Nacht.

Auch das Packen fühlte sich unwirklich an. Ich legte ein Teil nach dem anderen in einen abgewetzten Koffer, den Frau Martens irgendwo aufgetrieben hatte.

Packen. Wegfahren. Ankommen. Auspacken. Ich erinnerte mich nur noch undeutlich an meine Ankunft in der Schule vor vielen Jahren. Ich war noch ein Kind gewesen, und darum hatten andere Leute für mich die Dinge zusammengepackt, von denen sie dachten, dass ein junges Mädchen in einer Wohlfahrtsschule sie gebrauchen könnte. Nichts davon war mein Eigentum gewesen, nichts hatte eine Bedeutung besessen. Ich erinnerte mich vor allem an das Gefühl der Erleichterung, als die Pferdekutsche sich in Bewegung setzte.

Jetzt verspürte ich ebenfalls Erleichterung, aber von ganz anderer Art. Es war mein eigener Entschluss gewesen, die Stelle bei von Wegbergen anzunehmen, und auch wenn ich nicht viel zu packen hatte, so gab es doch das eine oder andere Ding – eine alte Puppe, ein geschenktes Buch –, das ich gerne in der Hand hielt und in meinen Koffer legte, weil schöne Erinnerungen damit verbunden waren. Aber meine Zeit in Hamm war mit dem Einschnappen der Schlösser endgültig beendet. Mit dem Koffer in der Hand hielt ich in der Tür zur Dachkammer noch einmal inne und sah mich ein letztes Mal um. Mit etwas Glück war mein Zimmer auf Gut Valarin größer und weniger zugig. Ich blickte noch einmal zu meiner Zimmerkameradin, die am Schreibtisch saß. Mit ihr hatte ich zumeist nicht mehr als nötig gesprochen. Ich stellte den Koffer ab, lief zu ihr und umarmte sie.

»Ja mei ...«, sagte die Bayerin, dann schwieg sie.

»Alles Gute«, sagte ich. Ich drehte mich um, nahm meinen Koffer wieder auf und ging die Treppe hinab.

Als sich die Pferde in Bewegung setzten, schloss ich das halb geöffnete Fenster und nahm auf der Bank Platz. Basedow hatte mich während meiner letzten Tage an der Schule nicht noch einmal bedrängt. Dieses Kapitel meines Lebens ließ ich nun endgültig hinter mir. In St. Mauritz würde ich lernen, unabhängig zu sein. Erwachsen. Wie eine Dame. Ich würde kein verbranntes Essen mehr zu mir nehmen und die Annäherungen des Schulleiters nicht mehr ertragen müssen.

Die Kutsche rumpelte den Weg entlang. Ich rutschte auf der Holzbank hin und her. Eine bequeme Art zu reisen? Da hatten die Schilderungen in den Büchern wohl maßlos übertrieben. Ich drückte an meinem Hut herum und sah aus dem Fenster. Noch vor Kurzem hatte die Sonne geschienen, aber da es den ganzen Tag bereits unbeständig gewesen war, wunderte es mich nicht, dass sich am Horizont nun dunkle Wolken auftürmten.

Die Fahrt würde dauern, hatte der Kutscher gesagt. Eine Kutsche zu mieten, das konnte ich mir normalerweise nicht leisten. Selbst meine wenigen Ausflüge waren immer mit einem Fußmarsch verbunden gewesen. Doch nun hatte ich mein gesamtes Ersparnis bei mir, sicher verwahrt im Saum meines Unterrocks, dazu das Fahrgeld von Wegbergen im Leinenbeutel.

Wie besprochen hatte ich meine voraussichtliche Ankunft in Münster nach Gut Valarin telegrafiert. Es war teuer gewesen, denn offenbar besaß man auf dem Gut keinen eigenen Anschluss, und der letzte Teil des Weges musste von einem Boten zurückgelegt werden.

Es begann zu regnen. Große, schwere Tropfen ließen sich behäbig auf das Wagendach fallen. Die Kutsche schlingerte leicht. Der Regen wurde stärker, die Tropfen trommelten auf das Dach. Ich kuschelte mich in meinen Wollmantel und schloss die Augen.

Ich musste eingeschlafen sein, denn ein plötzliches Rumpeln brachte mich mit einem Schlag in die Wirklichkeit zurück. Die Kutsche hatte angehalten. Warum? Ich krabbelte von meinem Sitz. Als ich nach draußen blickte, sah ich nichts als Schwärze. Waren wir schon so lange unterwegs? Ich hörte den Regen noch immer unablässig auf das Dach prasseln. Unsicher öffnete ich das Fenster und wurde augenblicklich klatschnass, als ich den Kopf hinausstreckte. Ludwig, der Kutscher, stand neben dem Wagen. Von seinem Zylinder tropfte das Wasser, doch sein Ledermantel schien ihn vor dem Ärgsten zu beschützen.

»Was ist geschehen?«, rief ich ihm zu.

»Ich fürchte, wir haben einen Deichselbruch, gnä' Fräulein.« Er stand vor dem Wagen und rieb sich missmutig die Augen. »Diese verdammten Schlaglöcher! Da sollte man meinen, man sei auf preußischen Wegen unterwegs, aber sobald man die Hauptstraßen verlässt, hat man nur Ärger! Zum Glück ist nichts Schlimmes passiert. Hab das Malheur noch rechtzeitig entdeckt. Hier ist nichts mehr mit Ordnung und Sauberkeit!«

Ich dachte an das Gerumpel auf dem Weg und musste ihm beipflichten.

»Tja, gnä' Fräulein, das hier wird ein wenig dauern.«

Ich schüttelte den Kopf. »Aber ich muss meinen Zug erreichen!«

Doch der alte Kutscher hörte mich nicht – oder wollte mich nicht hören. Ich stieg kurzerhand aus und landete

mit meinem Sonntagskleid im Matsch. So eine Schande! Hier draußen zerrte ein unbarmherziger Wind an meinem Mantel, und der stetige Regen setzte dem Hut zu. »Hören Sie, Ludwig, ich muss ...« rief ich ihm durch den Regen zu.

»Es ist egal, was Sie müssen, gnä' Fräulein, ohne 'ne heile Deichsel fahr'n wa nirgendwohin.«

Ich sah ihm über die Schulter und erkannte den Bruch im Holz.

»Ich habe Ersatz hinten, aber ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Se mir aus dem Weg gehen würden, während ich arbeite.«

Als er sich umdrehte, peitschte die Bewegung Tausende von kleinen Wassertropfen in mein Gesicht. Jeder einzelne wie ein Nadelstich. Ich seufzte und stieg in den Wagen zurück, wo ich meinen Mantel auswrang und mich bemühte, nicht zu frieren.

Es ächzte und hämmerte draußen. Erst nach einer langen Weile setzte sich die Kutsche wieder in Bewegung. Obwohl ich noch mehrmals eindöste, fand ich keinen richtigen Schlaf mehr. Ich träumte von durchgehenden Pferden und von nachtschwarzen Wäldern, und als der Kutscher schließlich an die Rückwand klopfte, um anzudeuten, dass ich an meinem Ziel angekommen war, schreckte ich erleichtert hoch.

Es regnete immer noch, wenn auch nicht mehr ganz so heftig, als er mir den Koffer aushändigte und mich nach dem Kassieren eines Fahrpreises, den ich nicht anders als unverschämt nennen konnte, verabschiedete.

Der Bahnhof war zu dieser späten Stunde nur noch spärlich erleuchtet, doch ich war froh, mich nicht mehr in einer schwankenden Kutsche zu befinden. In der verlassenen Wartehalle entdeckte ich noch einen letzten

offenen Schalter und erstand die gewünschte Fahrkarte nach Münster.

»Der Zug geht aber erst wieder in zwei Stunden. Den vorherigen haben Sie knapp verpasst«, sagte der Schalterbeamte. »Sie haben Glück, das ist der letzte heute.«

Ich blickte zur großen Uhr hoch. Es war ja bereits mitten in der Nacht! Keine schickliche Uhrzeit für eine allein reisende Dame.

»Sagen Sie, wissen Sie vielleicht ...« Als ich mich umwandte, blickte ich nur noch auf ein heruntergelassenes Stoffrollo, auf dem »geschlossen« stand. Irgendwo dahinter wurde eine Lampe gelöscht, und der Schalter versank in Dunkelheit.

Ich griff nach meinem Koffer und sah mich um. Auch die Bahnhofsgaststätte hatte bereits geschlossen. Darum setzte ich mich auf eine der Holzbänke. Es zog in der Wartehalle, und ich fröstelte in meiner noch immer feuchten Kleidung.

Schließlich wurde der Zug angesagt, und ich betrat mit den anderen Fahrgästen den ungemütlichen, kaum überdachten Bahnsteig. Ich erschrak beim Anblick der riesigen fauchenden Dampflokomotive, ließ mir aber nichts anmerken und nahm wie das Gros der Reisenden in einem Abteil der dritten Klasse Platz. Dabei bemühte ich mich, nicht an die vielen Zugunglücke zu denken, von denen ich in der Zeitung gelesen hatte.

Wesentlich bequemer als in der Kutsche war es im Zug nicht. Ich spürte das kalte Holz durch meine Röcke hindurch. Es befanden sich nur wenige Personen im Abteil, aber ich meinte, die anderen Menschen dennoch zu riechen. Es war kein Geruch nach Blumen und Kräutern, sondern nach Schweiß, alter Kleidung, Tabak und ungewaschenen Haaren. Vermutlich hing der Geruch im

Mobiliar. Obwohl der Zug häufig hielt, stiegen kaum Passagiere ein oder aus. Es wurde ein wenig voller, als Münster näher kam. Mit einem Mal krabbelte ein kleines Kind auf meinen Schoß. Es war dreckig und roch nach Windeln und Spucke. Schnell gab ich es der verhärmten Mutter zurück, die noch nicht mal ein Dankeswort für mein Entgegenkommen übrighatte.

Am Fenster sah man nichts als beständige Schwärze und dicke Regentropfen, die aus dem Nichts zu kommen schienen, um an der Scheibe zu zerplatzen. Der Rauch der Lokomotive mischte sich wie künstlicher Nebel mit dem Dunkel der Nacht. Beide zusammen, so schien es mir, wollten mich einhüllen, um mich nie wieder freizulassen. Ich war dankbar, als der Münsteraner Zentralbahnhof endlich angesagt wurde.

Kurz darauf stand ich mit meinem Koffer auf einem riesigen Bahnsteig, auf dem sich der dichte Rauch nur zögernd lichtete. Trotz der späten Stunde drängte und schob sich alles an mir vorbei. Ich jedoch wusste nicht, wo ich mich hinwenden sollte. Rechts der Bahnsteig mit dem riesigen qualmenden Ungeheuer, das wieder und wieder einen schrillen Pfiff ausstieß, und links nichts als Gleise. Ich fror in meinem immer noch klammen Mantel. Schließlich lenkte ich meine Schritte in die Richtung, die auch die meisten anderen Reisenden einschlugen. Aus dem Nichts erschien ein dreckiger Junge mit struppigen Haaren und bloßen Füßen.

»Kofferträger?«, fragte er und langte schon nach meinem Gepäck.

Energisch schüttelte ich den Kopf. Nein, um das Geld war es mir zu schade. Ich hatte ja nur den einen Koffer, noch nicht mal eine Hutschachtel, da ich meinen einzigen Hut bereits trug. Der Junge flitzte davon.

»Frische Brezeln!«, rief es irgendwo vor mir, und durch den penetranten Geruch nach Kohlenfeuer und Maschinenöl stieg mir auch der verführerische Geruch nach warmem Backwerk in die Nase. Der Rauch wurde dünner, je weiter ich ging, und nach wenigen Schritten erblickte ich eine pausbäckige Frau mit Bauchladen, die ihre sicher noch warme Ware anpries. »Mit Salz oder Butter!«, rief sie. »Knusprig und lecker!«

Obwohl mein Magen knurrte, war mir nicht nach Essen zumute. Im Laufe der Jahre hatte ich gelernt, Hunger einfach zu ignorieren. Ich ging weiter und bemühte mich darum, von niemandem gestoßen oder angerempelt zu werden. Schließlich fand ich mich auf einem großen Vorplatz wieder, wo der Wolkenbruch mit unverminderter Heftigkeit niederging. Es roch nach Regen und Pferden.

Ich blieb stehen und sah mich um. Hier hätte mich jemand vom Gut abholen sollen. Natürlich würde auch ein Kutscher von Gut Valarin nicht einfach so bis tief in die Nacht auf mich warten. Ich war mit mehreren Stunden Verspätung hier angekommen. Gewiss war die Kutsche einfach wieder gefahren. Was tun?

Ich blickte auf die wenigen Gefährte, die trotz der späten Stunde auf Kundschaft warteten. Das nasse Fell der Tiere glitzerte im Licht der Gaslaternen, während das Schwarz der Kutschen mit dem dunklen Pflaster zu verschwimmen schien. »An den Pferden kannst du den Charakter des Kutschers ablesen«, hatte unser alter Rektor früher einmal gesagt. »Nimm nie die alten, dünnen Klepper! Diese Kutschen werden dich nur über Umwege zum Ziel bringen und die Fahrer werden noch etwas draufschlagen dafür, dass du vom Land kommst und keine Ahnung von den Fahrpreisen hast.«

Ich steuerte darum auf ein besonders dralles Pferd zu, das vor einer offenbar kürzlich polierten Kutsche stand. Ein junger Mann im langen Mantel kam von der anderen Seite herangelaufen und fragte nach meinen Wünschen.

»Nein, wertes Fräulein«, sagte er, nachdem ich ihm mein Anliegen geschildert hatte, »Sie müssen zum Beginn der Schlange. So will es das System. Nur wenn immer der vorderste Wagen die Kundschaft erhält, ist es für alle ein gutes Geschäft.«

Inzwischen war auch mir aufgefallen, dass die Kutschen in einer Reihe standen. Trotz der Kälte spürte ich Hitze in mir aufsteigen. »Das tut mir leid. Ich wusste nicht ...«

»Zum ersten Mal in Münster, was? Genießen Sie Ihren Aufenthalt, gnä' Fräulein.« Er zwinkerte mir zu und verschwand erneut im Gewühl der Wagenräder und Rösser. Mir blieb nichts anderes übrig, als mich in die Richtung zu wenden, in die er gedeutet hatte.

Tatsächlich herrschte am Beginn der Wagenschlange eine größere Geschäftigkeit. Soeben fuhr ein Wagen davon und die Reihe rückte nach. Ein Mann mit faltigem Gesicht und einem Zigarettenstummel im Mund lüftete kurz grüßend seine speckige Mütze, dann fragte er gleichmütig: »Wo soll's denn hingehen?«

»Nach St. Mauritz, zum Gut Valarin.«

Er schien nachzudenken. Ich meinte zu sehen, wie er einen Blick nach vorne warf, wie um festzustellen, ob er tatsächlich der Erste in der Reihe war. Der Stummel in seinem Mund wanderte von rechts nach links. »Da wollen Sie nicht hin.«

»Bitte?« Ich musste mich verhört haben.

»Ist 'n schlimmer Ort, gnä' Fräulein. Sie sollten nicht -«

Ich runzelte die Stirn und versuchte, mir die aufkommende Verärgerung nicht anmerken zu lassen. »Wie kommen Sie darauf?«

»Man erzählt sich so einiges ...«

Ich war müde und fühlte mich ausgelaugt. Darum antwortete ich scharf: »Soso, Sie glauben also an Gerüchte?«

Der Mann kratzte sich am Kinn. »Da ham Se wohl recht. Vielleicht isses ja ganz anders ... Dat Gut liecht aber weit außerhalb, Fräulein.«

»Ja, es ist wohl ländlich, hat man mir zu verstehen gegeben.«

»Dat wird nich billich.« Er musterte mich von oben bis unten. Ob er meine Zahlungskraft in Frage stellte? Ich ließ mich nicht einschüchtern und versuchte, an dem Mann vorbei einen Blick auf seine Kutsche zu werfen. Obwohl mir Ross und Gefährt nicht ganz so gut in Schuss zu sein schienen wie die des jungen Mannes zuvor, konnte ich keine schadhaften Stellen an der Kutsche entdecken. Das Pferd kaute auf seinem Mundstück herum und schien mit der Situation ganz zufrieden. Es war weder sonderlich abgemagert, noch besaß es offene Wunden.

»Wie viel soll die Fahrt denn kosten?«, fragte ich.

Der Mann spie den Stummel aus. »Je nachdem, wie wir durchkommen. Mindestens aber fünfzig Pfennige, gnä' Fräulein.«

»Was, so viel?« Meine Empörung war echt. Ich wollte mich gerade schon abwenden, als der Mann sagte: »Na gut, ich bring Se für fünfzig Pfennich hin, egal, wie lange et dauert. Aber Sie bezahlen vor Fahrtantritt.«

Ich überlegte einen Augenblick und nickte dann. Damit war mein gesamtes Fahrtgeld aufgebraucht. Eigent-

lich hatte ich etwas davon sparen wollen. Ich holte das Geld hervor, zählte es ab und gab es dem Kutscher. Der brummte etwas Unverständliches, nahm den Koffer und hievte ihn auf den Kutschbock.

Dann öffnete er die Tür des Wagens. »Machen Sie et sich gemütlich, junge Dame. Die Fahrt wird 'ne Zeit dauern.«

Im Inneren der Kutsche roch es nach nassem Holz und altem Zigarrenrauch. Vorsichtig befühlte ich das Polster der Sitzbank. Es schien trocken und halbwegs sauber zu sein.

Ich setzte mich, und da kam auch schon Bewegung in das Gefährt. Es rumpelte über die Pflastersteine, und ich wurde erneut durchgeschüttelt. Ich hielt mich fest, so gut ich konnte, und blickte in die Nacht hinaus. Die Lichter des Bahnhofs blieben hinter uns zurück. Schatten huschten über die Straßen. Im Schein der Gaslaternen blitzten für einen Augenblick Frauenköpfe unter großen Hüten und bärtige Männergesichter unter glänzenden Zylindern auf, bevor sie wieder verschwanden. Ich meinte, in der Dunkelheit die Umrisse einer Stadtbefestigung zu sehen; alte, große Steine aus längst vergangener Zeit. Der Umriss einer Kirche schälte sich aus der Dunkelheit und verschwand wieder. Ich musste unwillkürlich an die Beschreibungen des Mittelalters in meinen Geschichtsbüchern denken, an arme Bettler und mächtige Könige.

Als wir ein altes Stadttor passierten, nieselte es nur noch. Im gelblichen Laternenschimmer konnte ich die Schrift entziffern, die in den Stein gemeißelt worden war: »St.-Mauritz-Thor«.

Das Stadttor blieb hinter uns zurück, und das Kutschpferd verfiel in einen leichten Trab. Ich freute mich darüber, dass das Gerumpel aufhörte. Als die Kutsche schlin-

gerte, wurde mir allerdings klar, was das bedeutete: Es gab keine Pflastersteine mehr. Der Weg vor uns musste unbefestigt sein, was bei diesem Wetter hieß: Schlamm und Matsch.

Ich bemerkte ein weitläufiges Gebäude zu meiner Linken, größer als die Bauernkaten darum herum. Das Zeichen des Kreuzes, das sich trotz der Dunkelheit gut sichtbar davon abhob, verriet, dass es sich um ein Kloster handeln musste. Als wir es passierten, blieb mein Blick an dem dunklen Kreuz hängen, und ich sah ihm nach, bis es aus meinem Blickfeld verschwand.

Die Dunkelheit nahm zu, denn die Gasbeleuchtung wurde spärlicher. Nur noch vereinzelt zuckten Lichter vorüber. Ich lehnte mich vorsichtig in der Kutsche zurück. Der Regen hatte aufgehört. Bis auf das Schnauben des Kutschpferdes und die Geräusche der Räder war es völlig still. Selbst das Klappern der Hufe war nicht mehr zu hören. Es schien langsamer voranzugehen. Vermutlich war die Straße vom Regen der letzten Tage in einem erbärmlichen Zustand. Das Pferd würde sich ganz schön ins Zeug legen müssen, um überhaupt vorwärtszukommen. Der Kutscher ließ die Peitsche knallen. Das Geräusch zerriss die Stille, und ich zuckte zusammen. Die Kutsche schwankte ein wenig, als sie wieder an Fahrt gewann.

Es wird alles gut, sagte ich mir. Ich bin in der Nähe von Münster, bei den treuen Katholiken. Fromme Menschen um mich herum zu wissen, beruhigte mich ein wenig. Noch einmal befühlte ich den Saum meines Rocks und zupfte an meiner Bluse, um den richtigen Sitz unter meinem Mantel sicherzustellen. Ich vermochte nicht zu sagen, wie lange wir gefahren waren, als die Kutsche hielt.

Ich wartete. Da der Kutscher offenbar nicht auf die

Idee kam, mir die Tür zu öffnen, erledigte ich das nach kurzem Zögern selbst. Draußen war kaum etwas zu erkennen. Nebel war aufgezogen.

Ich stieg aus, und meine guten Stiefel landeten zum zweiten Mal im Schlamm. Es roch feucht und modrig. Das Pferd vor der Kutsche schnaubte, ich hörte es wie durch Watte. Vorsichtig sah ich nach rechts und links, konnte aber bis auf eine matschige Allee nichts erkennen. Kein Mond war zu sehen, keine Sterne funkeln am Himmel. Dennoch war es nicht völlig dunkel. Schatten am Wegesrand konnten Bäume oder Büsche sein. Weiter unten an der Straße meinte ich, eine Backsteinmauer zu erkennen – vermutlich waren die nächsten Bauernhöfe nicht weit. Die Laternen der Kutsche spendeten nicht mehr als einen fahlen gelben Schimmer, der sich noch vor dem angespannten Pferd wieder in der Dunkelheit verlor. Ich fröstelte. Der Nebel schien mir unter die Kleider zu kriechen.

Der Kutscher kam hinter dem Wagen hervor. Ich hatte ihn nicht gehört, doch nun nahm ich das Quietschen des feuchten Bodens unter seinen Stiefeln wahr. In der Hand hielt er meinen Koffer.

»Ah«, sagte er, als er mich außerhalb der Kutsche sah, »Sie ham schon gemerkt, dat wa angehalten haben!« Er drückte mir das Gepäck in die Hand. »Das Gutshaus ist da.« Er deutete zum Wegesrand. Als mein Blick seiner ausgestreckten Hand folgte, erkannte ich zwischen dichten Bewuchs undeutlich eine steinerne Brücke, hinter der sich die Umrisse einer Allee abzeichneten.

»Bringen Sie mich denn nicht bis vor die Tür?«

»Bis da hinein?« Er schüttelte den Kopf. »Nee! Ich bin nicht lebensmüde. Man sagt, es spukt in dem Anwesen. Gnä' Fräulein, Sie sollten besser vorsichtig sein!« Damit

lüftete er grüßend seinen Hut und stieg wieder auf den Kutschbock. Die Kutsche fuhr an, beschrieb einen engen Bogen und zog an mir vorbei.

Ich war zu perplex, um zu reagieren, bevor der Nebel das Gefährt gänzlich verschluckt hatte. Hatte der Kutscher gerade tatsächlich gesagt, es spuke in dem Haus?

»Aber ...«, sagte ich in die Stille hinein und brach ab, als ich mir der Sinnlosigkeit meiner Laute bewusst wurde.

Ich war nicht allein. Irgendwo antwortete mir ein Tier mit Rascheln im Laub. Etwas knackte im Unterholz.

Erneut sah ich mich um. Nirgendwo brannte Licht oder war eine Menschenseele zu sehen. Mir blieb nichts anderes übrig, als mich allein auf den Weg zum Gut zu machen.

Entschlossen packte ich den Griff meines Lederkoffers und ging auf die Brücke zu. Undeutlich erkannte ich einen Graben, der das herrschaftliche Grundstück von der Straße trennte. Dahinter verwehrte eine dichte Pflanzung jeden Einblick. In diesem Moment, bei Nebel und Dunkelheit, wirkte das Gebüsch auf mich so abweisend wie eine Mauer. Gäste schienen hier nicht willkommen.

Da riss die Wolkendecke auf, und der Mond erhelle die Szenerie. Ich nutzte den Lichtschein und setzte einen Fuß auf die breite Brücke.

Als ich den Graben überquerte, platschte mit einem Mal etwas ins Wasser. Ich zuckte zusammen. Nur ein Frosch, dachte ich, oder ein Fisch. Wie abergläubisch die Menschen hier auf dem Land doch waren. Ein Spukhaus! Ich war kein Kind mehr, das man mit dieser Art Schauermärchen beeindrucken konnte. Ich nahm den schweren Koffer von der rechten in die linke Hand. Er war viel unhandlicher, als ich vermutet hatte. Wie bekamen die Kutscher das elende Ding nur so rasch auf den Bock?

Hinter dem Ende der Brücke sah ich zu meiner Rechten ein kleines Häuschen. Obwohl kein Zaun den Beginn des Grundstücks markierte, war ich mir sicher, das Pförtnerhaus vor mir zu haben. Dort würde ich gewiss nette Menschen treffen, die mich bis zum Gut begleiteten. Ich ließ den Koffer stehen und ging auf das Häuschen zu. Als ich nur noch wenige Meter davon entfernt war, bemerkte ich das hohe Gras vor den Fenstern und den Efeu, der an der Eingangstür wucherte.

»Guten ... Abend!«, rief ich zögernd.

Niemand antwortete.

Ich klopfte an die Tür.

Nichts geschah.

Ich versuchte, die Klinke herunterzudrücken, doch sie bewegte sich nicht.

Ich ging zu einem der Fenster und spürte die Pflanzen an meinen Knien. Ein Fensterladen war nicht richtig geschlossen. Ich nahm all meinen Mut zusammen und spähte hinein.

Ein muffiger Geruch schlug mir entgegen, so intensiv

wie die Dunkelheit, die im Innern herrschte. Das Fenster hinter dem Laden war halb geöffnet. Meine Finger schoben es vorsichtig noch ein wenig weiter zurück, und die Angeln quietschten.

»Ist jemand da?«, fragte ich, doch offenbar war in diesem Haus schon lange niemand mehr gewesen. Es half nichts – ich würde meinen Koffer allein bis zum Gut schleppen müssen.

Hinter dem verlassenen Pförtnerhäuschen begann eine Allee, auf der man Kies aufgeschüttet hatte. Meine Stiefel verursachten ein laut knirschendes Geräusch. Der Zuweg wirkte gepflegt, die großen, mächtigen Bäume an den Seiten gestutzt. Mein Blick reichte noch immer nur wenige Meter weit.

Etwas knackte unmittelbar neben mir. Hastig sah ich mich um, konnte aber nichts entdecken.

Ich wechselte den Koffer erneut von einer in die andere Hand und schritt energisch aus. Es konnte ja nicht mehr ewig dauern bis zum Gutshaus. Fast meinte ich schon, ein Licht in der Ferne zu sehen, da schälte sich plötzlich eine weitere Brücke aus der Dunkelheit. Sie war ein wenig schmäler als die erste, doch immer noch so breit, dass darauf zwei Kutschen bequem nebeneinander hätten fahren können.

Als ich näher kam, erkannte ich auch einen zweiten Graben, viel breiter als der vorherige. Ich erahnte das schwarze Wasser mehr, als dass ich es tatsächlich sah. Einen Moment lang blieb ich stehen. Ein Herrenhaus mit zwei Gräben, das hatte ich noch nie gesehen.

Ich betrat auch diese Brücke und stand bald vor einem großen schmiedeeisernen Tor. Es war filigran gearbeitet, schwarz gestrichen und reich verziert. Ich blickte auf die verschlungenen Muster, die offenbar an Blumen erinnern

sollten, nun, in der Dunkelheit, aber auch fleischfressende Pflanzen oder kriechende Tiere aus fernen Ländern darstellen mochten. Nicht nur schön, sondern auch giftig. Wie Ranken verjüngten sich die einzelnen Elemente nach oben, bevor sie zu feingliedrigen Knospen und Blüten wurden. Auch die Einfriedung rechts und links davon, die sich bis in den Graben zog, war auf diese Weise gestaltet.

Das Tor war geschlossen. Suchend blickte ich mich um, sah jedoch keinen weiteren Eingang. Ich versuchte, die Klinke herunterzudrücken. Wider Erwarten ließ sie sich problemlos bewegen.

Ich betrat einen Weg mit einer Reihe von kleineren Bäumen und Büschen rechts und links. Dahinter erahnte ich Schemen weiterer Pflanzungen im Nebel. Irgendwo bellte ein Hund, ein zweiter antwortete. Ich blieb stehen. Seit ich als Kind einmal von einem Hund gebissen worden war, mochte ich die Tiere nicht. Das Bellen kam jedoch nicht näher und erstarb schließlich.

Der Kies unter meinen Schuhen knirschte erneut. Ich versuchte, nicht daran zu denken, dass jederzeit jemand – oder etwas? – aus den Büschen neben mir springen könnte. Dennoch wechselte ich vom Weg auf den benachbarten Grasstreifen. Das feuchte Gras an meinen Stiefeln verursachte ein leises Flüstern. Ich sagte mir, dass die Stiefel nun zumindest vom gröbsten Schmutz gereinigt werden würden und dass ich nur deshalb auf dem Rasen lief.

Je weiter ich ging, umso mehr meinte ich, in der Ferne das heimelige Schimmern von Lichtern wahrzunehmen. Ich beschleunigte meine Schritte, achtete kaum darauf, dass erneut etwas hinter den Büschen knarrte und ächzte. Ein Hund? Ich schaute nicht zurück. Das ist

nur ein Eichhörnchen, sagte ich mir. Nur ein Eichhörnchen.

Das Leuchten kam näher und wurde zu zwei hellen Punkten über einer Tür. Die Eingangsbeleuchtung! Schließlich schälte sich ein Gebäude aus der Dunkelheit, und ich sah, dass es sich nicht nur um ein einzelnes Licht handelte. Aus mehreren Fenstern leuchtete ein warmer Schimmer, und über der aus dem Nebel hervortretenden Freitreppe erhellten zwei Gaslaternen die Dunkelheit.

Als ich die Ausmaße des Gutes erfasste, blieb ich unwillkürlich stehen. Auf gleich drei Etagen blickten Fenster zu mir herab. Ein Fachwerkbau mit alten Holzbalken erstreckte sich zu meiner Linken. Ich konnte erkennen, dass der Gebäudeteil sogar über einen Eckturm verfügte.

Ich ließ meinen Blick über die Fassade gleiten. Im fahlen Licht meinte ich, bunt bemalte Fensterläden zu erkennen. Offenbar handelte es sich um die Reste einer mittelalterlichen Buraganlage! Trotz der Dunkelheit schien der Eckturm mit seinen schlitzförmigen Schießscharten und seinem abweisenden Dach seinen Schatten auf den nebenstehenden Trakt zu werfen. Aus den Augenwinkeln meinte ich, kurz ein Licht im Turm wahrzunehmen, wie eine Kerzenflamme. Ich blickte genauer hin. Da war nichts, nur Dunkelheit.

Der Gebäudeteil zu meiner Rechten war in einem anderen Stil gehalten – vielleicht Barock? Große Fenster deuteten auf ein herrschaftliches Wohnhaus. Heller Sandstein umschloss das Portal. Hier gab es zwei unterschiedliche Gebäudeteile, jedes einzelne so groß wie ein Herrenhaus!

Die Freitreppe vor mir wuchs mit jedem Schritt. Die Doppelflügeltür, auf die sie zulief, besaß mehr Ähnlich-

keit mit einem herrschaftlichen Eingangstor als mit einer gewöhnlichen Haustür. Darüber konnte ich ein Familienwappen ausmachen, dessen Details in den Schatten verborgen blieben.

Vielleicht hatte der Kutscher sich vertan. Vielleicht hatte er die Adresse falsch verstanden. Dies konnte unmöglich das Haus sein, in dem ich arbeiten sollte! Solch feine Herrschaften würden niemals jemanden wie mich für ihre Kinder aussuchen. Sie würden niemals eine fremde Person beschäftigen, die sie rein zufällig kennengelernt hatten.

Ich wollte umkehren – aber wohin sollte ich mich wenden? Es war dunkel, kalt und neblig, und die Kutschfahrt hatte mein gesamtes Reisegeld beansprucht. Die Stimme in meinem Kopf, die mich zusätzlich davor warnte, die neblige Allee noch einmal entlangzugehen, ließ ich erst gar nicht zu Wort kommen.

Ich schlepppte meinen Koffer die breiten Stufen hinauf und blieb vor der hohen, weiß gestrichenen Doppelflügeltür stehen. Kurz nahm ich mir Zeit, meinen Herzschlag zu beruhigen und meinen Hut zurechtzurücken. Rechts von der Tür sah ich eine reich verzierte Klingel, deren Seilzug im Mauerwerk oberhalb des Tores verschwand. Vermutlich würde ihr Läuten das gesamte Haus wecken. Darum hob ich meine Hand und klopfte gegen das Holz.

Nichts geschah.

Ich klopfte erneut, nun stärker. Ich meinte, das Geräusch im Innern des Anwesens widerhallen zu hören.

Lange Zeit passierte nichts. Ich wollte schon um das Gebäude herumgehen, um einen Dienstboteneingang zu finden, da näherte sich ein seltsames Geräusch, das ich schließlich als Schritte identifizierte. Etwas kratzte

über Holz, und eine kleine Luke, nicht größer als ein Sehschlitz, öffnete sich mitten im linken Türflügel. Ich erkannte dahinter, neben dem Licht aus einer Petroleumlampe, zwei kleine Stecknadelaugen. Weil die Lampe mir direkt in die Augen leuchtete, musste ich blinzeln.

»Ja?« Die Stimme klang rau, der Ton abweisend.

Ich räusperte mich. »Guten Abend. Bitte entschulden Sie die späte Störung. Ist das hier Gut Valarin?«

Mein Gegenüber antwortete nicht, und mir wurde bewusst, dass ich das Wichtigste vergessen hatte.

»Mein Name ist Charlotte Jäger«, fügte ich rasch hinzu. »Ich bin wegen der Stelle als Erzieherin hier. Ich habe ein Einladungsschreiben von Herrn von Wegbergen.«

Fast erwartete ich, dass die kleinen Augen einfach im Dunkeln verschwinden würden. Irgendwo unterhalb der Luke würde der Mund des Fremden etwas sagen wie »Wir haben keine Erzieherin eingeladen« und mich in der Dunkelheit stehen lassen. In diesem Moment hätte ich auch eine Stelle als Küchenmagd angenommen, nur um endlich der feuchten Kälte zu entfliehen.

Die Augen musterten mich. Dann wurde die Klappe mit einem Ruck geschlossen. Ich hörte das metallische Klappern von Schlüsseln und das Knarzen hölzerner Riegel. Schließlich bewegte sich einer der Türflügel nach innen. Ein großer, dunkler Schatten mit einer Laterne trat in mein Sichtfeld.

Allmählich wurde aus dem Schatten die Figur eines hageren, großen Mannes, der, ganz in Schwarz gekleidet, durch das flackernde Licht der Laterne gespenstisch anmutete. Sein Gesicht war scharf geschnitten, wies starke Falten auf und wurde in der Mitte von einer großen Nase dominiert. Die Augen lagen tief in den Höhlen. Er lä-

chelte nicht. Das Licht der Laterne drang nur bis kurz unter das Kinn.

»Natürlich«, sagte er mit gleichgültiger Stimme – ganz so, als sei es selbstverständlich, dass neue Erzieherinnen mitten in der Nacht anreisten. »Treten Sie ein.«

Er ging zwei Schritte auf mich zu, nahm meinen Koffer in seine riesige Hand und trat einen Schritt zur Seite, um mich einzulassen. Für einen Moment kam es mir vor, als befände ich mich in einer Art Zwischenraum, an der Schwelle irgendwo zwischen Wirklichkeit und Traum.

Hinter mir fiel die riesige Eingangstür mit einem Dröhnen ins Schloss. Das Geräusch hallte von den Wänden wider. Als es verklang, nahm ich das vorwurfsvolle Schweigen einer Standuhr wahr, die groß und dunkel auf mich herabsah. Eigentlich hätte sie ticken müssen, tröstlich das verklingende Geräusch ersetzen, aber sie blieb still.

»Die Reise hat Sie gewiss angestrengt?« Die raue Stimme riss mich aus meinen Gedanken. »Sie sind sehr blass.«

Ich sah in die dunklen Augen. »Danke, ja. Mir ist kalt, aber es geht schon.« Ich schüttelte mich. Wesentlich wärmer als draußen war es hier drinnen jedenfalls nicht.

Der Hausdiener – denn um einen solchen musste es sich handeln – hatte die Laterne aufgenommen und gebot mir mit einer Geste, ihm zu folgen. Auf dicken Teppichen gingen wir den Gang entlang. Ich hoffte, dass meine dreckigen Stiefel keine allzu auffälligen Abdrücke hinterlassen würden. Im Vorbeigehen erhaschte ich einen Blick auf getäfelte Wände, gerahmte Bilder, verzierte Türbeschläge und dunkle Flure. Wir bogen schließlich rechts in einen Gang ab, und am Ende des Flures schob der Mann einen roten, schweren Vorhang

zur Seite. Statt leiser Geräusche auf dickem Teppich verursachten meine Stiefel nun klackende Laute auf nackten Fliesen. Er hingegen schien sich völlig lautlos zu bewegen.

Schließlich wandte sich mein Führer nach links und betrat einen schlichten Durchgang. Dahinter lag ein weiterer gefliester Flur, von dem dunkelbraune Holztüren mit lange nicht mehr polierten Messingklinken abzweigten. Ein einsames Licht brannte über dem Zugang zu einer ausgetretenen Holztreppe. Ich wusste nun, wo ich mich befand: Wir hatten den Dienstbotengang erreicht. Mein Begleiter deutete auf die mittlere Tür.

Als ich hindurchtrat, sah ich verschiedene Herde in einem Raum, der so groß war wie die Eingangshalle meiner Schule. Eine wohlige Wärme strich über mein Gesicht und die Hände. Dankbar knöpfte ich den Mantel auf und trat einige Schritte in die Mitte des Raumes. Hier mischte sich der Duft von Gebratenem und Gesottenem mit dem erdigen Geruch nach Feuer. In einem der Öfen knackte und knisterte es, obwohl sich außer uns niemand im Raum befand.

Ich blickte auf Regale voller Töpfe und Pfannen, Tonkrüge und Bottiche aus Steingut. Getrocknete Kräuter sowie eine stattliche Anzahl von Würsten, Speck und Schinken hingen von der Decke herab. Auf den Herden und angrenzenden Tischen standen Schüsseln und Schalen, Kessel und Becher verschiedenster Form und Größe. Überall glänzte Bronze und Messing. Porzellschüsseln leuchteten weiß aus einer Vitrine in der Ecke. An den Wänden verbreiteten kupferne Platten das Licht der Petroleumlampen.

Ich atmete auf. Tief sog ich den Geruch nach Essen und Wärme in meinen Körper ein.